

Kultur

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **74 (1994)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

VERSCHIEDENERLEI DEUTSCHSTUNDEN

*Gedichte zur deutschen Wende und Schülersätze
über die Einheit versuchen einem Bewusstseinswandel
Sprache zu geben, von dem im Einheitsvertrag nichts
zu lesen ist.*

Allmählich mehrt sich die Literatur über die Veränderungen im Denken und Fühlen der Deutschen nach dem Fall der Mauer und der Vereinigung der Bundesrepublik mit den Ländern der ehemaligen DDR. Zuerst beherrschten die Anklagen und die Rechtfertigungen das Feld. Noch immer und vermutlich noch für längere Zeit werden Stasi-Akten publiziert und Fälle diskutiert. Um die Vereinigung der zwei Akademien in West und Ost und der beiden PEN-Clubs, auch über die «Abwicklung» des Schriftstellerverbandes der DDR gab es Streit und Polemik. Das ist inzwischen publizistisch dokumentiert. Der Kampf ums Prestige stand dabei zumeist der Einsicht im Wege, dass die Glaubwürdigkeit der Literatur insgesamt gelitten hat. Selbst berühmte, von der DDR-Staatmacht ausgezeichnete und mit Privilegien ausgestattete Autorinnen und Autoren müssen sich fragen lassen, wieweit sie durch die offizielle Förderung nicht nur vereinnahmt, sondern in ihrem Werk selbst beschädigt worden sind. Und jene Intellektuellen und Schriftsteller, die im Westen die DDR als lebendige Kapitalismuskritik und nur ja nicht als totalitäres Regime sehen wollten, stehen ebenfalls im Zwielicht. Die Art, wie sich der Verband der Schriftsteller (VS) mit dem DDR-Schriftstellerverband über die Ausgrenzung der in die Bundesrepublik ausgewichenen Dissidenten aus dem Osten abgesprochen hat, wird wohl auch noch zu reden geben. Die Bemerkung richtet sich nicht gegen die politische Überzeugung der einen oder der

andern, aber sie begründet den Zweifel an der Redlichkeit von Amtsträgern, die als Schriftsteller Hüter der reinen Sprache sein müssten, des wahrhaftigen und behaftbaren Wortes.

Erst allmählich melden sich Stimmen, die der Klage darüber Ausdruck geben. Es sind vorwiegend Stimmen aus der ehemaligen DDR. In Leipzig schrieb *Heinz Czechowski* eine Chronik der Ereignisse zwischen 1987 und 1992, Gedichte und Prosa, die meist leicht und unbeschwert daherkommen. Obgleich der Verfasser, besonders wenn er an Prosa arbeitet, von den Schreibhemmungen berichtet und über die Schwierigkeiten klagt, einen Anfang zu finden, entsteht bei der Lektüre der Eindruck eines gewandt absolvierten Pensums, das jedoch keineswegs oberflächlich und im ganzen vertrauenerweckend wirkt. Nach der Wende dann betroffene Einsicht: «*Als die Wörter verboten waren, / Zogen wir uns aus dem Verkehr. Da hatte / Die Achmatowa / Schon lange / Ihr «Requiem» geschrieben / Und Bulgakow / Seinen Roman. Mit Schläue / Versuchte sich Brecht / Immer wieder aus der Schlinge zu ziehn. / Huchel / Ging über die Grenze, / Um alsbald zu sterben. Wir aber / Schrieben und schrieben, jetzt / Kann man es allmählich lesen: / Ein Überbau von Lügen / Erhob sich über der Basis / Der Tatsachen. Die Unschuld / Des unbedruckten Papiers / Nimmt die Geschichte / Gelassen zur Kenntnis.*» Anders als zum Beispiel *Heiner Müller*, der sich – ohne sich vor sich selbst zu schämen – selbstkritisch dem Diktat der Partei beugte, weil ihm schreiben zu

¹ Heinz Czechowski, *Nachspur, Gedichte und Prosa*. Ammann Verlag, Zürich 1993.

können jederzeit wichtiger war als moralische Skrupel, beharrt auch Kurt Drawert darauf, derartiger Zynismus habe der Glaubwürdigkeit der Literatur Schaden zugefügt. Von Drawert gibt es monologische Prosa, Auseinandersetzungen mit Kollegen und Polemiken zum Thema, Texte, die den Dialog anregen könnten und die ihn auf die Ebene emporheben, die er noch kaum erreicht hat². Christa Wolf wird sich, nach einer Denkpause, aller Wahrscheinlichkeit nach zu Wort melden. Zwar spricht sie noch immer – in einem grossen Interview mit Günter Gaus – von den «falschen Bedürfnissen» der Menschen, die «jetzt auf falsche Weise befriedigt werden»³. Aber da sie einst Täterin im Dienste der Staatssicherheit und später beargwöhntes Opfer der Überwachung war, wobei ihre Akte unter dem vielsagenden Codewort «Doppelzüngler» geführt wurde, sieht sie sich vor die Frage gestellt, wie wahrhaftig, wie glaubwürdig ihre Sprache in all den Jahren gewesen ist, vor allem die Sprache ihres Werks nach den Büchern des Anfangs, sicher noch nicht «Nachdenken über Christa T.», aber ganz gewiss «Sommerstück», auch schon «Kassandra». Sie müsse versuchen, sagt sie zu Günter Gaus im erwähnten Gespräch und mit Bezug auf ihre frühere Zusammenarbeit mit den Stasi-Leuten, noch einmal in diesen Schacht der Vergangenheit hinabzusteigen, sich fragen, wie es dazu gekommen und wie sie dazu gekommen und wie sie davon wieder weggekommen sei. Zu hoffen ist dabei, dass sie sich auch fragt, wie sie – nach der Einsicht in die totalitäre Beschaffenheit dieses Regimes – dennoch darin ein Bollwerk des Antifaschismus zu sehen vermochte.

In dem Sammelband «Auf dem Weg nach Tabou», vor kurzem erschienen, wird dazu vielleicht das Terrain bereitet; der im Gespräch mit Gaus angekündigte Abstieg in den «Schacht der Vergangenheit» findet nicht statt⁴. Christa Wolf legt in einer Art «Selbstanzeige» Rechenschaft ab über die Texte, die sie seit ihrer realitätsfernen Rede an der Kundgebung auf dem Alexanderplatz, am 4. November 1989, geschrieben hat. Es sind Reden, Tagebuchnotizen, auch Briefe. «Ich bin einseitig geblieben», sagt sie und ironisiert die «Wende», prangert die falschen Methoden der Vereinigung an, die eher ein «Anschluss» sei, eine

2 Kurt Drawert, *Spiegel-land. Ein deutscher Monolog. Ferner: Haus ohne Menschen, Zeitmischriften*. Beide in der edition suhrkamp, Frankfurt am Main 1992 und 1993.

3 Akteneinsicht. Christa Wolf, *Zerrspiegel und Dialog. Eine Dokumentation*. Hrsg. von Hermann Vinke. Luchterhand Literaturverlag, Hamburg 1993.

4 Christa Wolf, *Auf dem Weg nach Tabou. Texte 1990–1994*. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1994.

Kolonisierung und – in ihren Augen – in manchem auch ein Rückschritt. Immerhin, in ihrem gedankenreichen Vortrag über «Krebs und Gesellschaft», zu dem sie vom Kongress der Deutschen Krebsgesellschaft nach Bremen eingeladen war, fragt sie, ob das Unvermögen, mit der Wahrheit einer schweren Krankheit umzugehen, mit der Gewohnheit zusammenhänge, «uns über uns selbst, über unsere Rolle, über die Gesellschaft, in der wir leben, zu täuschen und täuschen zu lassen». Und in einem Antwortbrief an Annelie und Volker Braun nähert sie sich – in abgerissenen Sätzen – der entscheidenden Frage: «Warum habe ich mich nicht verweigert?» Sie mag es hier noch immer nur auf die Jahrzehnte zurückliegenden Kontakte mit der Staatssicherheit beziehen. Was hindert sie noch immer, sich der ganzen Wahrheit über ein System zu stellen, dessen humanitäre Verbrämung, dessen Demokratie- und Republik-Spiel der Paravent vor Diktatur und Willkür waren?

Eine Anthologie «Von einem Land und vom andern»

Dass die Herrschaftsstrukturen der DDR im Herbst des Jahres 1989 von einem Tag auf den andern in sich zusammenstürzen würden, hat niemand vorausgesehen, weder in der DDR selbst noch im westlichen Europa. Die Euphorie, die auf beiden Seiten der auf einmal geöffneten Grenze zwischen den beiden deutschen Staaten darüber ausbrach, ist inzwischen der Skepsis, ja der Enttäuschung gewichen. Freude hat sich in Frust verwandelt, Illusionen sind zerstört. Die Realität ist eingekehrt im vereinigten Deutschland, das heisst ein Alltag, der von Arbeitslosigkeit, gigantischer Staatsverschuldung, in den neuen Bundesländern zusätzlich von Schwierigkeiten und Unregelmässigkeiten im Übergang von der Planwirtschaft zur Marktwirtschaft, von der Problematik enteigneter Grundstücke und besonders von den unzähligen Härten und gewiss auch Ungerechtigkeiten der «Wende» gekennzeichnet ist. Der poetische Frechdachs Lutz Rathenow dichtete eine Strophe, in der die unübersichtliche Lage im Spiel mit Parolen und Formeln sprachlichen Ausdruck findet:

GrüssHeil SiegFront RotGott.

Ich liebe Herren, die Hunde beissen.

Hammer zerschlug Sichel. Ährenkranz

Totentanz. Und nun das D-Mark-Leben.

Ich spiele gern. Neuer Staat neues Gedicht

– ich zwinge mich zur Zuversicht.

(zitiert aus «Grenzfallgedichte, hg. von Anna Chiarloni und Helga Pankoke, 1991). Womit wir bei der Frage nach den poetischen Stellungnahmen und Antworten zur Wende und zur neuen Einheit angelangt wären. Verdienstvollerweise sammelte der Kölner Germanist *Karl Otto Conrady* in seiner Anthologie «Von einem Land und vom andern. Gedichte zur deutschen Wende» poetische Texte zum vorgegebenen Thema aus Ost und West⁵. Natürlich sind auch darin Gefühle der Ernüchterung, der Enttäuschung, auch Kritik und Klage schon rein der Anzahl von Gedichten nach gewichtig vertreten. *Günter Grass* etwa liest aus späten Sonnenblumen: «*Geschieden sind wie Mann und Frau / nach kurzer Ehe Land und Leute. / Karg war die Ernte, reich die Beute. / Die Treuhand hat uns abgeschöpft.*» und *Karl Krolow* klagt resigniert über das «Denken in Immobilien» in einer Welt, in der die Phantasie nichts gilt: «*Und das Wünschen ist abgeschafft / für immer – man weiss nicht, wie. / Und wer sich gar vergafft / in die falsche Ideologie, / der irrt sich im Osten und Westen, / der staunt und verschweigt sich am besten.*» Auch *Wolf Biermann* greift das Thema der Übervorteilung der «schlaunen Dummen» durch die «dummen Schlauköpfe» aus dem Westen auf und endet sein Lied «*Dideldumm*» dann doch – allerdings im Gedanken an umfassendere Katastrophen – fast versöhnlich:

*Der Deutsche Michel zog übers Ost-
Und Westohr sich tief seine Mütze
Er mag nichts von der Welt mehr sehn
Und hockt in der Tränenpfütze
Mir aber lacht das Herz, ich weiss
Bald heilt auch die deutsche Wunde
Nur eines ist dumm, ganz nebenbei
– die Menschheit geht grade zugrunde
dideldumm dumm dumm
dideldumm schrumm schrumm.*

Bitter klingt der Vierzeiler von *Walther Petri*, der 1940 in Leipzig geboren ist: Vom ersten Augenblick Freiheit habe er im Gefängnis geträumt; als er draussen gewesen sei, habe die Arbeit an der Gefan-

.....

Denn die Ungewissheit über das, was noch bevorsteht, hat immerhin viele und verschiedene Stimmen.

.....

⁵ Von einem Land und vom andern. Gedichte zur deutschen Wende. Hrsg. von Karl Otto Conrady. edition suhrkamp, Frankfurt am Main 1993.

genschaft begonnen. Ratlosigkeit spricht aus vielen dieser lyrischen Texte, gerade auch aus denen, die von jüngeren Lyrikern stammen, zum Beispiel von *Michael Wildenhain*, Jahrgang 1958, oder dem gleichaltrigen *Holger Teschke*, der im Stil einer Elegie von Vergil dichtet:

Kaum stürzen die Säulen Kaum hat der Rauch sich verzogen

Da ziehn übers Forum salbadernd die neuen Augurn

Sehn dem Adlerflug nach überm Fluss Stochern in Därmen

*Aufsteht aus einem Trümmer der alte Senat
Der Wolf bleibt Bote im Tempel der Juno Moneta*

Bald fallen die Römer still in ihr herbstliches Schwert.

Skepsis und Illusionslosigkeit überwiegen. Am Ende kein schlechtes Zeichen, weil man andererseits nicht behaupten könnte, hier werde ein neuer Chorgesang angestimmt. Denn die Ungewissheit über das, was noch bevorsteht, hat immerhin viele und verschiedene Stimmen. Arbeit ist angesagt, und vor allem das «*Abschiednehmen von der gespaltenen Zunge*» (*Matthias Buth*). *Karl Otto Conrady* resümiert in einem umfangreichen Nachwort die historischen Ereignisse, die den Gedichten seiner Anthologie Motiv und Rahmen geben.

Conrady war denn auch der richtige «Festredner» anlässlich des 12. deutschen Schriftstellerkongresses vom 28. April 1994 in Bad Aachen, zu dem sich der Verband deutscher Schriftsteller (VS) 25 Jahre nach seiner Gründung zusammenfand. «*Schreiben aus dem Labyrinth*» hiess das Motto dieses Jubiläumskongresses, der weniger der Feier als vielmehr der Suche nach einer neuen Perspektive gewidmet war. Unter dem neuen Vorsitzenden *Erich Loest* wird der Verband möglicherweise – durch Aufarbeitung seiner eigenen Geschichte, hoffentlich auch durch Wiedereintritt jener Autoren, die den zeitweiligen Schmusekurs mit der DDR-Kulturpolitik nicht mittragen wollten – aus dem «*Labyrinth*» herausfinden, das er sich selber errichtet hat.

Schulaufsätze zur Einheit

Vielleicht geben die Aufsätze, die gleichzeitig in Thüringen und in Rheinland-

Pfalz von 1000 Schülern darüber geschrieben wurden, was sie von der Einheit denken, gar nicht die Meinung der Jugendlichen wieder; vielleicht schrieben sie, was «man» zu Hause oder im Ort herum halt so hört⁶. Der Leser hat – es gibt wenige Ausnahmen – den Eindruck, die 15- bis 19jährigen Schüler, deren Aufsätze in einer offenbar repräsentativen Auswahl veröffentlicht worden sind, hätten gar nicht eigene Gedanken zu Papier gebracht, sondern nur gerade eben das, was halt in der Luft liegt.

Allerdings macht das die Sache nicht besser. Er sei, sagt Wolf Biermann, den die Herausgeber um ein Vorwort gebeten haben, «auf neofaschistische Krokodilchen, deutschnationale Rättlein, mit Vorurteilen gepanzerte Friedenskämpferchen und ausländeraassfressende Hyänenwelpen» gefasst gewesen. Da sei nun also in hübsch regelmässigem Wechsel Ossi-Text neben Wessi-Text gereiht, und der Vergleich offenbare die uralte Neuigkeit, «dass die brutalen Plattköpfe gerecht auf beiden Seiten verteilt sind». In der Tat, er übertreibt nicht. Und er hätte ruhig noch hinzufügen dürfen, dass die Sprachkompetenz ebenso schwach ist wie die Mentalität in manchen Fällen erschreckend, die aus dieser Auswahl von Schularbeiten spricht. Durchgeführt haben das Projekt drei Pädagogen aus Thüringen und zwei aus Rheinland-Pfalz, unterstützt von den Kultusministern der beiden Länder. Sie sagen, die Frage nach der inneren Einheit stelle sich für alle Deutschen jeden Tag aufs neue. Darüber nachzudenken sollte nicht Politikern, Journalisten und Künstlern allein überlassen werden. Man müsse doch auch diejenigen zu Worte kommen lassen, die diese Einheit in Zukunft gestalten und hervorbringen sollen, eben die Jugendlichen. Gerade vielversprechend sieht es bei denen zwar auch nicht aus. Im Nachwort werten die Herausgeber die Ergebnisse statistisch aus, vorwiegend um nach Unterschieden in der Gewichtung der Probleme und nach voneinander abweichenden Meinungen zu forschen. So stellen sie etwa fest, dass die «Freude über die Einheit» im Westen (30,1 Prozent) nur unwesentlich geringer ist als im Osten (31,9 Prozent). In Rheinland-Pfalz lehnen doppelt so viele Schüler (9,2 Prozent) die Einheit ab wie in Thüringen (4,5 Prozent),

.....

**Die Menschen,
die uns früher so
fremd waren,
könnten uns ganz
neue Lebensarten
vermitteln.**

.....

⁶ *DeutschStunden, Aufsätze. Was Jugendliche von der Einheit denken.* Hrsg. von Jürgen Böhm, Joachim Brune, Heribert Flörchinger, Antje Helbing und Annegret Pinther, mit einem Vorwort von Wolf Biermann. Argon Verlag, Berlin 1993.

und dass hier die Enttäuschung über die Entwicklung grösser ist als im Westen, erklärt sich allein schon daraus, dass es die östlichen Bundesländer sind, die durch die Einheit grosse Änderungen und Umstellungen zu verkraften haben, gerade auch im Schulwesen, während man – zudem aus der Sicht von Schülern – im Westen kaum von Veränderungen der Situation sprechen könnte. Über die Demokratie freuen sich die Thüringer Schüler immerhin etwas mehr als die Rheinland-Pfälzer, vor dem Aufkommen von Drogen und Aids fürchten sie sich ebenso wie vor dem Einbruch der Kriminalität; aber am meisten freuen sie sich über die gewonnene Reisefreiheit. Man hat es sich so ähnlich vorgestellt. Brisant wird der Vergleich aber, wenn es um Ausländerhass und Extremismus geht. Auf aktiven Ausländerhass trifft man in 21,1 Prozent der Aufsätze aus Thüringen (Rheinland-Pfalz: 2,9 Prozent). Aber im Westen ist die Faszination durch den Rechtsextremismus nicht etwa geringer als im Osten.

Gerechterweise muss hier erwähnt werden, dass – leider doch eher vereinzelt – vernünftige und besonnene Aufsätze zum Thema auch in der Sammlung enthalten sind. Der Gymnasiast zum Beispiel, der zunächst feststellt, er müsse zugeben, von der Öffnung der deutsch-deutschen Grenze nicht viel mitbekommen zu haben, nämlich eben das, was am Fernsehen darüber zu sehen war, versucht immerhin, einen selbständigen Standpunkt zu formulieren. Er schickt seinen Ausführungen ehrlicherweise aber voraus, dass seine Aussagen nicht auf eigener Erfahrung mit der neuen Einheit beruhen. Die Menschen, meint er, die uns früher so fremd waren, könnten uns ganz neue Lebensarten vermitteln. Der Versuch, sich tiefer in die Situation der andern hineinzudenken, kommt im übrigen so gut wie nicht vor. Und was vor allem erschreckt, ist der primitive Jargon, die dumpfe Gruppenbezogenheit, die selbst unter Gymnasiasten grassiert und unter den «Regelschülern» fast die Regel ist.

Eine Gymnasiastin aus Rheinland-Pfalz versucht in ihrem Aufsatz, sich einen Reim auf den unter Jugendlichen verbreiteten Rechtsradikalismus im Osten zu machen, den sie als «Flucht zum Hakenkreuz» sieht, als eine irregeleitete Suche nach

Geborgenheit. Und dann fährt sie fort (ich zitiere im genauen Sprachzustand des Aufsatzes): «*Letztens in einer Fernsehsendung hat ein kleines Kind gesagt: Ich möchte die Mauer wieder.*» Irgendwie schäm' ich mir dafür dass wir am Anfang die Arme aufgehalten haben um unsere «Brüder & Schwestern» zu empfangen und jetzt es nicht schaffen sie aufzunehmen, sondern sie immer noch als etwas Komisches,

Fremdes behandeln. Natürlich kann das nicht von jetzt auf morgen kommen, aber irgendwie sehe ich auch keinen Ansatz.» Der Aufsatz schliesst mit der Vermutung, es werde noch Jahre dauern, bis die Einheit vollendet sei. «*Aber jeder muss dazu beitragen, sonst geht's nicht.*» Wäre diese Auffassung etwas häufiger vertreten, man würde das Buch mit weniger gemischten Gefühlen aus der Hand legen. ♦

ANTON KRÄTTLI

«HERZ, GEIST UND HAND»

Zum zweiten Band von Peter Stadlers Pestalozzi-Biographie

Die Zuwendung Pestalozzis zur praktischen Tätigkeit des Lehrers, seine Zeit in Stans, Burgdorf und Yverdon, stehen im Zentrum des zweiten Bandes.

Peter Stadler, Pestalozzi. Geschichtliche Biographie Band II: Von der Umwälzung zur Restauration 1798–1827, Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 1993.

Vor fünf Jahren hat Peter Stadler, Professor für allgemeine und Schweizer Geschichte der neueren und neuesten Zeit an der Universität Zürich, den ersten Band einer umfassenden Pestalozzi-Biographie erscheinen lassen. Das Buch trug den Untertitel «Von der alten Ordnung zur Revolution» und erfasste den Zeitraum von 1746 bis 1797; die Rede war darin von Herkunft und Kindheit des berühmten Pädagogen sowie von den Zürcher Verhältnissen nach der Mitte des 18. Jahrhunderts, vom zuletzt kärglich gescheiterten Erziehungsexperiment auf dem Neuhof bei Brugg, vom internationalen Erfolg des Romans «Lienhard und Gertrud» und schliesslich von den revolutionären Vorgängen in Frankreich, ihren Rückwirkungen auf unser Land und ihrer Bedeutung für Pestalozzis Leben. Im Vorwort zum ersten Teil seiner Darstellung hat Stadler mit Nachdruck zu erkennen gegeben, dass er Pestalozzis Schaffen in engem Bezug zu dessen gesellschaftlich-politischen Entstehungsbedingungen und jeweiligen Zeitereignissen verstehen und nicht werkimmanent als die allmähliche Ausbildung einer pädagogischen Lehre deuten wolle. Ohne damit die Bedeutung pädagogischer und philosophischer Inter-

pretation in Frage zu stellen, hielt Stadler fest, dass ein so engagierter Zeitgenosse und ein so origineller politischer Denker wie der Schweizer Erzieher durchaus auch die Aufmerksamkeit des Historikers auf sich ziehen müsse. Denn: «*Gerade ein Pestalozzi hat durch sein Beispiel, seine Überzeugungen und die zeitweilige Tragik seines Schicksals mit zu jener Veränderung der gesellschaftlichen und politischen Mentalität beigetragen, welche das Werden der modernen Schweiz voraussetzt.*»

Seinem Vorsatz, eine «geschichtliche Biographie» zu schreiben, ist Peter Stadler auch im zweiten und abschliessenden Band seiner Lebensbeschreibung treu geblieben, der nach erfreulich kurzer Frist herausgekommen ist: ein stattliches Buch erneut, sehr gepflegt wiederum in Druck und Aufmachung, versehen mit Illustrationen, Anmerkungsapparat und einem nützlichen Gesamtregister. Band II trägt den Untertitel «Von der Umwälzung zur Restauration. Ruhm und Rückschläge» und erfasst die Periode zwischen 1798 und dem Tod des Pädagogen im Jahre 1827. Pestalozzis Leben während dieser Zeitspanne lässt sich geographisch durch die Namen der drei Wirkungsorte Stans, Burgdorf und Yverdon lokalisieren; in gei-

stiger Hinsicht ist diese Existenzphase geprägt durch eine Zuwendung zur praktischen Tätigkeit des «Schulmeisters», welche das schriftstellerische Schaffen und die dem politischen Engagement entspringende Publizistik etwas in den Hintergrund treten liess. Was des Pädagogen Arbeit in Stans betrifft, handelte es sich um eine kurze, für den Nachruhm oder das, was man heute die «Rezeptionsgeschichte» zu nennen liebt, freilich bedeutsame Episode. Im Dezember 1798 traf der Erzieher in Nidwalden ein, um sich der infolge der Kriegswirren in Not geratenen Kinder anzunehmen, doch bereits im Juni 1799, nach der ersten Schlacht bei Zürich, schien die Sicherheit des Waisenhauses nicht mehr gewährleistet, und es wurde vom helvetischen Direktorium militärischer Nutzung zugeführt. Über die Erziehungserfolge Pestalozzis in so kurzer Zeit kann uns der Biograph wenig sagen, und man weiss bloss, dass er die Kasse ordnungsgemäss übergab, was sich bei späteren Gelegenheiten nicht immer feststellen lässt. Aber Pestalozzis Wirken in Stans hat sein Bild eines mildtätigen Helfers und Lehrers in der breiten Öffentlichkeit geprägt. Und Peter Stadler, der in der Folge der oft geradezu paradox anmutenden internationalen Ausstrahlung dieser Persönlichkeit mit besonderem Interesse nachgeht, schreibt: «*Stans wurde... zum wichtigsten Baustein einer Popularität und eines menschlich pädagogischen Ansehens, die alle persönlichen Rückschläge überstrahlten, zur entscheidenden Etappe einer Ruhmesgeschichte...*» In den Darstellungen der Lehrmittel, aber vor allem auch in der Historienmalerei des 19. Jahrhunderts sollte die zum Klischee erstarrte Vorstellung vom «Menschenfreund» und «Vater der Waisen» weiteste Verbreitung erfahren und im kollektiven Bewusstsein der Nation bis heute einen wichtigen Platz einnehmen.

Europäische Wertschätzung

Auch die Zeit von Pestalozzis Tätigkeit als Leiter der Erziehungsanstalt auf Schloss Burgdorf zwischen 1800 und 1804 war kurz bemessen; auch hier lag es an den Zeitumständen, dass das Experiment vorzeitig abgebrochen werden musste; und auch hier gelang es dem Erzieher, sein An-

sehen – diesmal weit über die Landesgrenzen hinaus – zu mehren: In Burgdorf entstand eine Reihe pädagogischer Arbeiten, darunter eine Art von erzieherischem Manifest, «Die Methode», und «Wie Gertrud ihre Kinder lehrt» – aber es fällt schwer, in diesen sprachlich ungelungenen Schriften, deren Inhalt Stadler kurz vorstellt, einen überzeugenden Grund für die geistige Ausstrahlung des Verfassers zu sehen. Wichtiger dafür, dass Burgdorf mit seinen gegen hundert Zöglingen nach aussen als Erfolg erschien, dürften eher die Mitarbeiter gewesen sein, die Pestalozzi hier erstmals in seine Nähe zog und die der Biograph kurz, aber überaus treffsicher porträtiert: der schreibgewandte *Johannes Niederer*, der wackere *Hermann Krüsi*, der hochbegabte, zuletzt verhängnisvolle *Joseph Schmid*. Und ausschlaggebend muss eben doch, trotz seiner vielfach bezugten, wenig anziehenden Erscheinung, Pestalozzis Persönlichkeit selbst gewesen sein, dessen Fähigkeit, sein erzieherisches Engagement, wenn auch in fehlerhaftem Deutsch, in- und ausländischen Gästen gegenüber glaubhaft zu machen. Stadler zitiert in diesem Zusammenhang den jugendlichen *Arthur Schopenhauer*, der 1804 dem bereits weit herum angesehenen Institut von Burgdorf seinen Besuch abstattete: «*Hr. Pestalozzi scheint schon sehr alt, hat aber demohngeachtet einen ausserordentlichen Grad von Lebhaftigkeit. Sonderbar ist es, dass er sich so wenig auszudrücken weiss: er spricht deutsch und französisch beydes gleich schlecht, stottert oft, und weiss seine Worte nicht zu finden.*»

Seinen letzten wichtigen Wirkungsort, das Schloss Yverdon, bezog Pestalozzi, nachdem er als Mitglied der «Helvetischen Consulta» zu Napoleon Bonaparte nach Paris gereist war und an dieses politische Intermezzo eine kurze und wenig glückliche Tätigkeit in Münchenbuchsee angeschlossen hatte, die ihm vom Kanton Bern als Ersatz für Burgdorf ermöglicht worden war. Das Institutsleben in Yverdon ist quellenmässig besser belegt als frühere Lebensphasen und gelangt bei Stadler zu überaus anschaulicher Darstellung. Es gelang Pestalozzi, seinen Mitarbeiterkreis weiterhin um sich zu scharen, während er selbst die Rolle des Lehrers mit derjenigen des inspirierenden Mentors vertauschte

.....

**Zum Lob gesellte
sich freilich
immer Kritik, und
Pestalozzi war
der Mann, auf
beides höchst
empfindlich zu
reagieren.**

.....

und mit Geschick die Aufmerksamkeit hochgestellter Persönlichkeiten auf sein Unternehmen zu lenken verstand. Des Pädagogen steigendes Ansehen im Ausland lag gewiss auch in der Tatsache begründet, dass ähnliche Ideen der Bildungsreform in der nachnapoleonischen Zeit in der Luft lagen, und es gehört zu den besonderen Verdiensten dieser Biographie, dass sie neben der geschichtlichen Entwicklung in der Schweiz immer auch das geistesgeschichtliche europäische Umfeld einbezieht. So ist etwa vom Lob des Philosophen *Johann Gottlieb Fichte* die Rede, der nicht zögerte, Pestalozzi mit *Luther* zu vergleichen; der Anteilnahme preussischer Offiziere wie *Gneisenaus* und *Clauswitz* am Werk des Schweizers wird nachgegangen; das Interesse des *Freiherrn von Stein* und *Wilhelm von Humboldts* wird erwähnt. Auch in der angelsächsischen Welt und selbst in den Vereinigten Staaten wurde man auf Pestalozzi aufmerksam, und auch diese geistigen Bezüge werden von Stadler schön herausgearbeitet.

Zum Lob, das dem Erzieher vor allem von seiten ausländischer Beobachter zuffloss, gesellte sich freilich auch immer Kritik, und Pestalozzi war der Mann, auf beides höchst empfindlich zu reagieren. Am Tadel seiner Landsleute hatte nicht zuletzt auch der Neid seiner Zürcher Mitbürger seinen Anteil, und Stadler, der gern und nicht zum Schaden seiner Biographie eine Lebensweisheit einstreut, schreibt: *«Es ist immer eine psychologisch heikle Situation und kann bis an den Rand einer Identitätskrise führen, wenn ein Mitmensch, den man im Grunde nie ganz ernst genommen hat, einem so sichtbar über den Kopf wächst.»*

Das Ende von Pestalozzis Wirken in Yverdon, das immer auch vom Bestreben geleitet war, auf das gesamtschweizerische Bildungswesen eine Signalwirkung zu üben, bahnte sich um 1820 an. Zuvor hatte der Erzieher einmal mehr die Genußtuung gehabt, sich seines internationalen Ansehens zu vergewissern: 1817 wurde er von der Universität Breslau zum Ehrendoktor ernannt, und auf einer Subskriptionsliste, die der geplanten Gesamtausgabe seines Werkes vorausging, konnte Pestalozzi die Namen zahlreicher Persönlichkeiten aus ganz Europa, darunter meh-

Das Porträt Pestalozzis stammt aus einer Broschüre, die der Kanton Bern 1946 anlässlich des zweihundertsten Geburtstags des Pädagogen herausgab und der bernischen Jugend widmete. Das Bild wurde von Paul Zehnder gezeichnet.



rerer Monarchen und Fürsten, lesen. Auch erfreute sich die Bildungsanstalt regen Zuspruchs: Eine Liste aus dem Jahre 1809 nennt über 150 Schüler, wozu noch über 30 Ausländer kamen, die Pestalozzis Methode erlernen wollten. Unsicher blieben immer die ökonomischen Grundlagen; denn wenn auch Pestalozzi nie in seine Tasche wirtschaftete oder unlautere Machenschaften betrieb, war ihm doch die Buchhaltung ein fremder Bereich. Zu diesen Schwierigkeiten traten vor 1820 die Auseinandersetzungen unter den Lehrern hinzu, bedingt einerseits durch die mangelnde Bereitschaft des greisen Pädagogen, von der Bühne abzutreten, andererseits durch eine immer mehr sich verdeutlichende Unvereinbarkeit der Temperamente.

Brillanter Analytiker

Im Jahre 1825 zog sich Pestalozzi auf den Neuhof im Aargau zurück, und dieser Rückzug entbehrt nicht der Tragik: Man hätte dem hochverdienten Erzieher einen würdigeren Abgang ohne Zwist und Miss-töne, aber auch eine Selbstachtung und Altersgelassenheit gewünscht, zu der die zerrüttete Persönlichkeit nicht mehr fähig war. Immerhin kam es aus Anlass seines achtzigsten Geburtstages noch zu Ehrungen, die den Erzieher freuen mussten: Die Gemeinde Effingen, dann der Kanton Aargau verliehen ihm das Bürgerrecht, und die «Helvetische Gesellschaft» machte ihn in Schinznach zu ihrem Präsidenten. In der «Langenthaler Rede», die Pestalozzi für die Jahresversammlung der «Helveti-

schon Gesellschaft» von 1826 verfasste, gelang es ihm nochmals, die wichtigsten Grundlagen seines geschichtlichen, gesellschaftspolitischen und pädagogischen Denkens auf überzeugende Weise zu verdeutlichen. Im Kommentar Peter Stadlers zu dieser Rede wird, bei aller wissenschaftlichen Distanz, um die sich der Biograph durchgängig bemüht, auch unverhohlene Bewunderung deutlich, wenn er schreibt: *«Zu einer derart eindringlichen soziopolitischen Analyse schweizerischer Gegenwart war damals eben doch nur der eine Greis fähig, der an jenem Tage vor ihnen stand.»*

In das Jahr 1826 fällt auch die Abfassung der in autobiographischer wie pädagogischer Hinsicht gleichermaßen bedeutsamen, von leiser Melancholie, nicht aber von Polemik geprägten Schrift «Schwanengesang». Pestalozzis Einleitungssatz verdient im Sinne einer Lebensbilanz die wörtliche Zitierung. *«Ich habe»,* schreibt der Pädagoge, *«seit einem halben Jahrhundert mit unermüdlicher Tätigkeit gesucht, die Mittel des Volksunterrichts, besonders in ihren Anfangspunkten, so viel wie mir möglich zu vereinfachen, und meyn Scherflein dazu beizutragen, dieselben dem Gange, den die Natur in der Entfaltung und Ausbildung der Kräfte der Menschennatur selbst geht, näher zu bringen, und durch diese ganze Zeit mit glühendem Eifer für die Erzielung dieses Endzwecks gearbeitet; aber freylich vieles sehr ungeschickt angegriffen und behandelt und mir dadurch unendliche Leiden zugezogen; aber sie auch mit standhafter Geduld bis jetzt getragen, ohne jemals von der ernsten Bestrebung nach meinem Ziele abzulassen.»*

Wider die Legendenbildung

Mit Peter Stadlers zweibändiger Pestalozzi-Biographie liegt ein bewundernswertes Werk schweizerischer Geschichtsschreibung vor. Der Autor hat die Gunst der Stunde genutzt, die darin lag, dass die kritische Gesamtausgabe von Pestalozzis Werk und die Gesamtedition seiner Briefe im wesentlichen abgeschlossen sind und damit eine solide Arbeitsgrundlage ge-

schaffen ist. Zu dieser Gunst der Stunde traten jedoch die Befähigung und der Wille des Historikers hinzu, in einer über Jahre hin beharrlich und zielstrebig vorangetriebenen Arbeit die eigene Fachkenntnis auf dem Gebiet der schweizerischen und der europäischen Geschichte in den Dienst der Erhellung eines aussergewöhnlichen Lebens zu stellen. Und hinzu trat Stadlers sehr bemerkenswerte darstellerische und stilistische Begabung, die es ihm gestattete, die Organisation eines riesigen Stoffgebiets souverän zu meistern und dem schriftlichen Ausdruck eine Form zu geben, welche die Lektüre dieses Werks, auch wenn sie geistig anspruchsvoll bleibt, zu einem Vergnügen macht.

Gewiss war Pestalozzi keine grosse historische Persönlichkeit in dem Sinne, dass er die Zeitumstände politisch merklich hätte beeinflussen können – dazu fehlte es ihm an Vitalität und machtpolitischem Sensorium. Aber daran lässt sich nicht zweifeln, dass er es verstand, Tendenzen seiner Zeit, geistige Strömungen wie soziale Bedürfnisse, mit seismographischer Empfindlichkeit aufzunehmen, um sie zu Leitideen seines oftmals eigensinnig anmutenden pädagogischen Handelns zu machen. Diese Zeitverbundenheit dürfte wiederum der Hauptgrund für die erstaunliche Strahlungskraft von Pestalozzis Denken gewesen sein, die der Biograph so überzeugend anschaulich zu machen versteht. Auf einen simplen Nenner ist die Persönlichkeit des bedeutenden Schweizer gewiss nicht zu bringen, und Peter Stadler hütet sich gleicherweise vor vereinfachendem Urteil wie vor der Bestätigung jener seit dem 19. Jahrhundert im kollektiven Bewusstsein der Nation verwurzelten Klischees, die je nach modischem Bedarf wieder neu belebt werden konnten. Diese Biographie fordert den Leser heraus zum kritischen, oftmals auch nachdenklich stimmenden Umgang mit ihrem Gegenstand; sie zeigt uns keinen Helden und keine Kultfigur, sondern den mit der selbstgesetzten Aufgabe ringenden Menschen, gleichermaßen ausgesetzt den geschichtlichen Bedingungen seiner Zeit wie den Widersprüchen seines eigenen Wesens. ♦

URS BITTERLI

.....

**Die Biographie
zeigt uns keinen
Helden und keine
Kultfigur, sondern
den mit der
selbstgesetzten
Aufgabe
ringenden
Menschen.**

.....

DISTANZ UND DIFFERENZ

Galsan Tschinags Roman «Der blaue Himmel»

Der Adelbert-von-Chamisso-Preisträger Galsan Tschinag wurde 1944 in der Mongolei als jüngster Sohn tuwinischer Viehzüchter-Nomaden geboren. Von 1962 bis 1968 studierte er in Leipzig Germanistik und schreibt seither in deutscher Sprache. Er lebt in Ulan-Bator, der Hauptstadt der Mongolischen Volksrepublik.

Der fünfzigjährige Autor erzählt auf nicht ganz zweihundert Seiten aus seiner Kindheit bis zum anbrechenden Jünglingsalter. Aus zweifacher, aus zeitlicher und sprachlicher Distanz berichtet er über die erste persönlichkeitsprägende Periode seines Lebens. Distanzbewusstsein verrät auch die Art, wie er den Stoff strukturiert. Er beachtet konsequent die Perspektive des Heranwachsenden und lässt genau so viel Zeitdokumentierendes einfließen, wie es dem kindlichen Wahrnehmungsvermögen entspricht. Vieles, was wir von den Existenzbedingungen und Gebräuchen der zentralasiatischen Steppenvölker wissen, begegnet uns hier frisch und lebensnah; manches aus der jüngsten Vergangenheit aber vernehmen wir vielleicht zum erstenmal.

Naturgottheiten und kommunistische Indoktrination

Der Roman «Der blaue Himmel» ist gleichsam ein Polyeder, dessen Flächen die vielfältigsten Bezüge evozieren; doch als Ganzes ist er in ungebrochener Stimmigkeit gehalten. Was ich mit Stimmigkeit meine, formuliert *Galsan Tschinag* auf der ersten Seite mit den Worten der Zueignung: «*Meiner Grossmutter – der wärmenden Sonne am Anfang meines Lebens.*» Die alte Frau – es ist nicht die leibliche Grossmutter, sondern eine zugewanderte, also eine Nomadin im weiteren Sinne – erscheint als Symbolfigur für die Werte der Vergangenheit. In ihrem Äusseren hebt sie sich von den andern ab: sie hat einen kahl geschorenen Kopf. Warum sie darauf bedacht ist, sich das Haupthaar immer wieder wegrasieren zu lassen, wird nicht erklärt. Wir verstehen es als Indiz lamai-

stischer Tradition. In entscheidenden Lebenssituationen ruft die Greisin, so wie auch Vater und Mutter und der Junge selbst, die Naturgottheiten an. Grossmutter spricht mit dem Altai und mit lokal gebundenen Berg-, Fluss- und Feldgöttern. In den packenden Szenen veranschaulicht Galsan Tschinag, wie lebendig sich die Volksreligion trotz früherer buddhistischer und sogar christlicher Einflüsse erhalten hat. Die rituellen, manchmal spontan leidenschaftlichen Gebete, ja Herausforderungen an die Gottheiten verleihen diesem Entwicklungsroman eine allgemein menschliche Dimension. – «Der blaue Himmel» lautet der Titel. Etwas weniger bescheiden, doch berechtigt könnte er heissen: «Der ewig blaue Himmel»; damit wäre nämlich gemeint «Oberster König der Götter» oder «Himmelsvater».

Vor diesem grossräumigen Hintergrund zeichnen sich etappenweise nicht nur das Heranwachsen des Jungen, sondern auch die Wandlungen der sozialen Strukturen ab. *C. R. Bawden*, der englische Mongolist, überschreibt ein Kapitel in «The modern history of Mongolia» (1968) mit: «Die Zerstörung der alten Ordnung, 1932–1940». Das bedeutet nichts anderes als die auf allen Gebieten forcierte kommunistische Indoktrination. Der 1944 geborene Autor gibt davon eine Menge Hinweise, die uns darauf aufmerksam machen, in welchem Masse fremdes, hier russisches Diktat die Menschen beeinflusst und verändert. Das Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Mitgliedern eines Jurtengehöfts schwindet; es gibt nun «*Menschen der neuen Zeit*» und solche der «*alten Zeit*». Die Eltern des Jungen bewahren ihre Eigenart; der Erwachsene erinnert sich noch der Gespräche in der Jurte an

*Galsan Tschinag,
Der blaue Himmel.
Ein Roman. Suhrkamp
Verlag, Frankfurt
am Main 1994.*



Galsan Tschinag

langen Winterabenden. *«Sie waren leise, eintönig, eillos, (...) keiner unterbrach keinen; ein jeder wurde los, was er auf dem Herzen hatte. Dabei unterbrach man seine Beschäftigung nicht.»* Im Kontrast dazu folgende Szene: Der Volkslehrer als Amtsperson kommt mit dem Auftrag ins Zeltlager, die achtjährigen Kinder zum obligatorischen Schuleintritt zu sammeln. Seit 1947 wird in der Mongolischen Volksrepublik das um einige Hilfsbuchstaben ergänzte russische Alphabet gelehrt. Die alte uighuro-mongolische Schrift wird nebenher privatim weitergepflegt. Darüber steht in unserem Text nichts, sondern wir lesen die zwei Sätze: *«Die Geschwister werden eingekleidet für die Schule. Mit jedem Kleidungsstück, in welches sie schlüpfen, hören sie auf, das zu sein, was sie bisher waren.»*

Die Erosion der alten Strukturen, dieser Begriff blitzt als Funke nur da und dort auf. Wieder und wieder, in kurzen Episoden, beleuchtet der Autor den Bedeutungsgehalt der Sprache. Da heisst es etwa, das Wort «erziehen» fehle im Tuwinischen. Aus dem Kontext geht hervor: Erziehen ist gleich vorleben. Ein anderes Beispiel: Der Titel «Baj» für den Besitzer einer tausendköpfigen Herde wird offiziell nicht regi-

striert; der Herdenbesitzer ist schlicht ein hervorragender Viehzüchter. In der neuen Ära sind Formulierungen üblich wie *«die Wirtschaft kollektivieren»*, *«den Sozialismus voll aufbauen»* und dergleichen. – Die politisch motivierte Unterminierung der mongolischen beziehungsweise tuwinischen Kultur ist evident.

Der Tod des Hundes

Der rückblickende Ich-Erzähler begreift sein Erwachsenwerden als ein Erwachen aus Tag- und Nachträumen. – *«Ich hatte so meine Träume. Sie umschlossen die Jurte, die Grossmutter und ich bewohnten, und die Herde, die uns beide ernähren sollte»* heisst es einmal, und ein andermal sind es *«Gedanken, die wie Schattenblitze auf mich zukamen, sich inmitten meines Lebens niederliessen, verweilten und sich irgendwie davonmachten, ohne dass ich es merkte»*. Am Schluss des Romans wiederholt sich der erste unheilkundende Kindertraum, doch diesmal mit einem bösen Erwachen. Das Geträumte wird Realität. Der Hund, der treue Gefährte, stirbt. Der Hund hat das Gift gefressen, das der Vater für Wölfe und Füchse ausgelegt hatte. Nun schreit der Junge seine Wut gegen den Himmel. Der Vater verpasst ihm deswegen einen Schlag auf den Kopf. Der Gezüchtigte *«schleudert Worte wie Steine aus sich heraus»*, die seine Eltern treffen, verletzen, töten sollen. Der letzte Satz: *«So brüllte und bockte ich weiter...»* Die irre Revolte markiert den Übergang zur nächsten Lebensphase.

Nach der Lektüre, beeindruckt von der Intensität, mit der Galsan Tschinag das Nomadenleben, die bewahrenden Kräfte und die zersetzenden Tendenzen schildert, beeindruckt auch vom farbigen, reichen, immer klaren Deutsch, vermeinen wir zu verstehen, warum der Tuwiner nicht im Idiom seiner Herkunft schreibt. Erst in der Ferne ist dem Studenten die Grösse seiner Heimat, die hohen Gebirge, die weiten Steppen zum innern Bild geworden. Unter fremden Menschen verfeinert sich das Differenzierungsvermögen, der Blick auf die eigene Kultur wird freier, je tiefer die andere begriffen wird. ♦

ELISE GUIGNARD